

Zerbrochene Spiegel

Czollek, Max

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

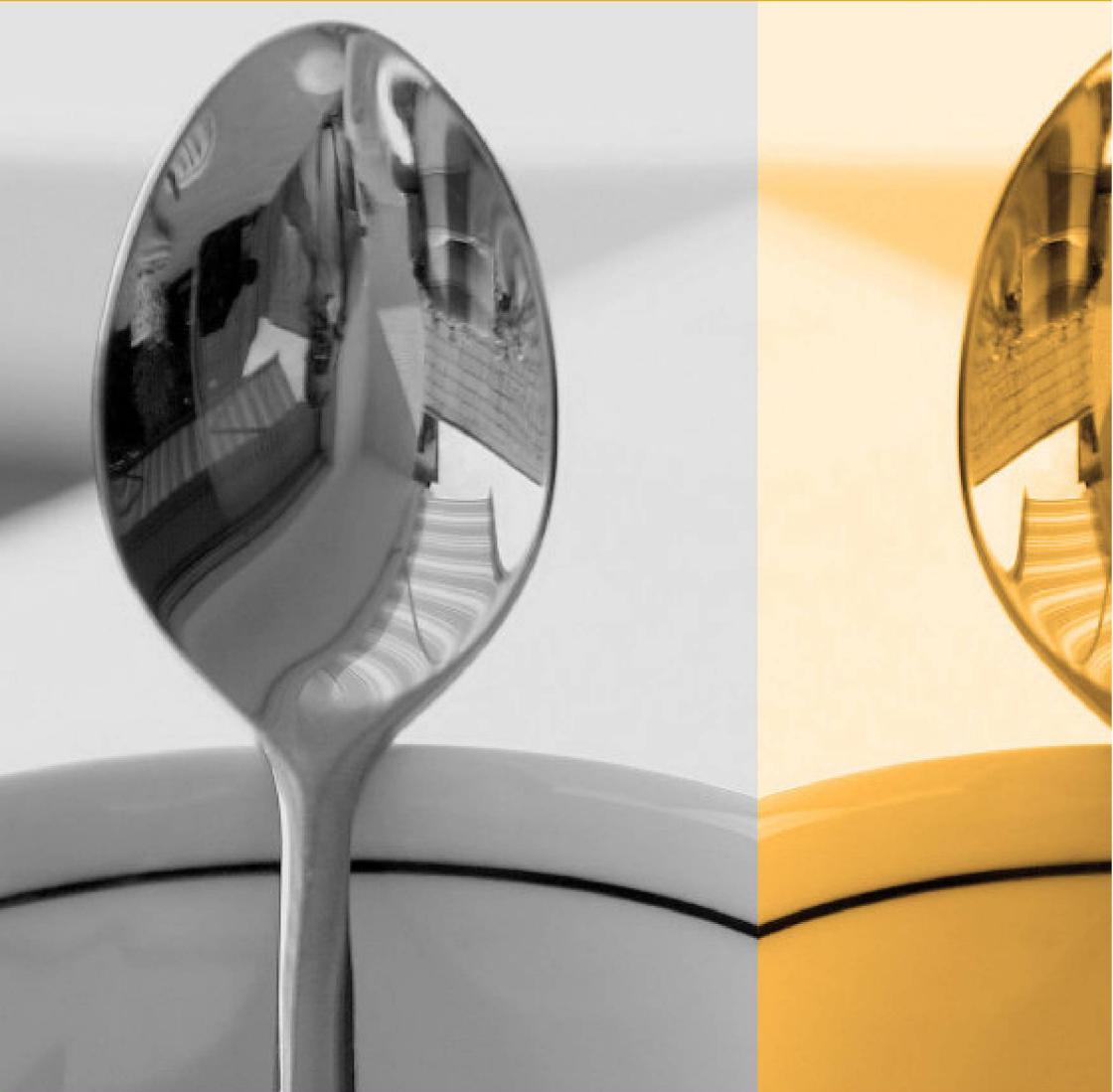
Czollek, M. (2010). Zerbrochene Spiegel. *Soziologiemagazin : publizieren statt archivieren*, 3(1), 15-22. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-387514>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>



Zerbrochene Spiegel

von Max Czollek

***was perspektiven bei picasso
im kaleidoskop sind es scherben
und ordnung gerinnt nicht
solang der globus rotiert
wir blieben nomaden
auf barkassen die wir
geerbt von den alten
wir suchten zu fassen
den spiegel der meere
& hofften die scherben
brächen sich ganz***

Das Folgende sollte eine Untersuchung von Identität unter kontrollierten Laborbedingungen werden. Als erprobte Instrumente dienten Diskursivität, Schlüssigkeit und Eindeutigkeit der Darstellung. Die ersten Ergebnisse ergaben dann, dass das Untersuchungsobjekt sich unter dem Einfluss der Instrumente veränderte – so wurden die Instrumente selbst Gegenstand der Analyse.

Bei der Untersuchung von Identität liegt die Gefahr nahe, dass die Position wissenschaftlicher Objektivität zu rekursiven (selbstaufufenden) Erkenntnissen führt. Die/der Betrachtende sieht sich teilweise und nur aus einer bestimmten Perspektive. Zum Kern der Beschreibung wird daher ein „pars pro toto“, welches sich durch „Wissenschaftlichkeit“ rechtfertigt. Dabei wird die analytische Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt in Bezug auf Identität fragwürdig: Die/der Betrachtende ist auch das Betrachtete und das Zeichen bezeichnet die/den BezeichnendeN wie die/der Bezeichnende das Zeichen erzeugt. Die/der Forschende bezeugt sich selbst.

Sprache ist der Produktionsort von Wissen-

schaft. Grundlage des vorliegenden Artikels ist eine doppelte Annahme in Bezug auf dieses symbolische Ordnungselement: Sprache ist (1) Brennpunkt des Normierungsprozesses, welcher Subjekte in einen gesellschaftlichen Raum einschreibt, birgt dabei aber (2) die Möglichkeit des Umschreibens dieser Ordnung.

Der methodische Ausgangspunkt ist das Konzept reflexiver Wissenschaft, wie Pierre Bourdieu es konzeptualisiert (Bourdieu 1992). In diesem Rahmen erfolgt eine Perspektivverschiebung, die sich dem Instrument zuwendet – die Sprache wird sich selbst fremd und erkundet die eigene Voraussetzung und Wirkung. Dabei folgt diese Arbeit zunächst den psychoanalytischen Ausführungen Jacques Lacans, der sich der Bedeutung der Zeichen im Prozess der Ich-Formierung zuwendet. Dieses Konzept wird fortgesetzt mit einer Diskussion der Arbeiten Julia Kristevas, die sich auf die Poesie als Feld produktiver Identitätsarbeit konzentrieren.

Vor diesem Hintergrund schreibt sich der vorliegende Artikel in eine Identitätsdiskussion ein, die seit den 1990er Jahren unter dem Begriff der „Queer-Theory“ geführt wird (Butler 1990, Lauretis 1991, Perko 2005). Es geht hier um das Eröffnen neuer Denkräume in Bezug auf Identität durch das Aufbrechen von Essentialismen, die Thematisierung des normierenden Blicks („Gaze“) und die Verschiebung epistemologischer Grenzen. Diese Grenzarbeit ist in diesem Artikel eine Arbeit an den Grenzen der Sprache und erfolgt durch Rückgriff auf psychoanalytische und sprachtheoretische Ansätze. Es geht um eine Sprache, die nach einem Wort Walter Benjamins (1983) über eine bloße Signifikation hinausgeht, die sich selbst kennt. Die Grenzen und Möglichkeiten eines solchen Bemühens darzustellen, ist Gegenstand dieser Untersuchung.

1. Lacan – Semantik der Subjektkonstitution

„Normalerweise ist uns nichts gesicherter als das Gefühl unseres Selbst, unseres eigenen Ichs. [...] Daß dieser Anschein ein Trug ist, daß das Ich sich vielmehr nach innen ohne scharfe Grenze in ein unbewußt seelisches Wesen fortsetzt, das wir als Es bezeichnen, dem es gleichsam als Fassade dient, das hat uns erst die psychoanalytische Forschung gelehrt“ (Freud 2007: 33).

Der Psychoanalytiker Jacques Lacan (1901-1983) starb, bevor die Queer-Theory das Licht der Welt erblickte. Allerdings öffnete sein „return to Freud“ (Lacan 1975, ders. 1981, Wright 1992: 293ff.) die Psychoanalyse zu Fragen der Ich-Bildung und der Adaption sozialer Normen. Lacans Antworten sind auch für die Queere Theorie relevant, da sie Argumente für eine Kritik der „Heteronormativität“ als zentralem Element gesellschaftlicher Strukturierung liefert. Mit „Heteronormativität“ ist eine Struktur gemeint, die soziale Räume mit Bedeutung füllt und durch die Unterscheidung von „normal“ und „abartig“ (deviant) eine Form der Naturalisierung gesellschaftlicher Rollen generiert (vgl. Dean 2003: 238ff.). Das Außen, welches von der heteronormativen Gesellschaft zu einer gegebenen Zeit erzeugt wird, ist „queer“. Um die Lacanschen Argumente nachzuvollziehen, soll die Neuentdeckung Freudscher Konzepte und deren Verarbeitung bei Lacan folgend dargelegt werden.

Wie Freud geht auch Lacan von der primären Bindung des Säuglings an die Mutter aus. Die Subjektwerdung vollziehe sich in Abgrenzung von der Außenwelt und folge dem Verlust des primären Objekts (Sellers 1991: 44). Das Gesetz käme vor dem Begehren, dem Schicksal Ödipus' gehe der Orakelspruch voraus (Wright 1992: 293). Das eigene Begehren wird Lacan zufolge also strukturiert, bevor es sich äußern kann – diese Struktur formt das Imaginäre und Symbolische. In Freudscher Metaphorik fasst Lacan damit einen Aspekt, den er in der Subjekttheorie seines Lehrers unterrepräsentiert findet (ebd.: 294).

Den Moment jener (Vor-)Strukturierung nennt Lacan das Spiegelstadium, in welchem sich der Säugling vorausgreifend wie in einem Spiegel als ganzheitlich imaginiert (vgl. Lacan 1975: 63-70): „Man kann das Spiegelstadium als eine Identifikation verstehen im vollen Sinne, den die Psychoanalyse diesem Terminus gibt: als eine beim Subjekt durch die Aufnahme eines Bildes ausgelöste Verwandlung“ (ebd.: 64). Der Säugling erkennt sich im Spiegel als etwas Äußerlich-Statiches, welches ihm als Ideal-Ich (ebd.) gegenübertritt. Diese wahrgenommene Statik und Symmetrie situieren das Ich „auf einer fiktiven Linie [...] die nur asymptotisch das Werden des Subjekts erreichen wird“ (ebd.). Das Spiegelstadium stellt eine spezifische Beziehung her zwischen dem Innenleben einer Person und seiner Umwelt, wobei eine permanente Spannung zwischen der räumlichen Identifikation und einer inneren Zerrissenheit des Subjekts besteht. Es ist ein „Drama, dessen innere Spannung von der Unzulänglichkeit auf die Antizipation überspringt“ (ebd.: 67) und zu einer wahnhaften Identität führt, „deren starre Strukturen die ganze mentale Entwicklung des Subjekts bestimmen“ (ebd.). Die Ich-Bildung ist für Lacan daher ein paranoider, d.h. wahnhafter Prozess. Sie bedeutet die Unterdrückung vielfältiger Triebregungen zugunsten einer einheitlichen Selbstwahrnehmung (Sellers 1991: 44). Dieser Prozess der Verkennung „forms the basis for all subsequent identifications, and [...] we can only ever conceptualise ourselves as (independent) subjects as our (self-)image is mirrored back to us from another's desire“ (ebd.: 45). Die Verkennung spielt also eine entscheidende Rolle für die Selbstwahrnehmung und -repräsentation im Zuge des Eintritts des Subjektes in eine symbolische Ordnung. Diese symbolische Ordnung wiederum „represent[s] transindividual structures that produce subjective effects independently of any particular individual's agency or volition.“ (Dean 2003: 239)

Dabei bedeutet der Eintritt in sie den Verlust ursprünglicher Bindungen des Säuglings an die Welt, deren Verlust fortan in der Sprache als der

Trägerin symbolischer Ordnung kompensiert wird. Ihr kommt an dieser Stelle eine doppelte Rolle zu, da sie einerseits die Unterwerfung des Säuglings unter den Willen des Vaters und seinen Eintritt in den sozialen Raum symbolisiert (Sellers 1991: 46), gleichzeitig aber den fundamentalen Verlust mit dem Versprechen verdeckt, das verlorene Objekt (m/other) zurückzugewinnen, wobei sich eine Erfüllung konstant hinausögert (ebd.: 97). Die Hoffnung auf Rückkehr zu den primären Bindungen, die Lacan the Real nennt, bleibt illusorisch: „[S]he or he can never again possess the desired object“ (ebd.: 47). Für Lacan bedeutet sowohl das Spiegelbild, als auch die selbstbezügliche Äußerung „Ich“ die Erzeugung des Subjektes in seiner nicht revidierbaren Trennung von der Mutter (m/other) – „the subject is created in language as this division and loss“ (ebd.: 46).

Die radikal-nominalistische Konsequenz dieses Gedankens ist, dass gesellschaftliche Kategorien als (im eigentlichen Sinn) imaginär entlarvt werden, denen keine ursprüngliche Bedeutung zukommt. Kategorien wie Gender oder Race drängen sich im Prozess der Subjektwerdung in der symbolischen Ordnung auf, Verlangen und Sexualität entstehen erst in dieser Wechselwirkung. Die Macht ist somit produktiv, weil sie das Subjekt erzeugt (Dean 2003: 241). Das Gegenstück zu dieser antinaturalistischen Interpretation ist der Kulturalismus, der Identität zuvorderst als sozial vermittelt versteht. Lacan wählt einen dritten Weg, indem er die Körperlichkeit des Subjekts als extradiskursiv („extradiscursive“) beschreibt: „something that cannot be contained within or mastered by language, and therefore cannot be understood as a cultural construct“ (ebd.: 244). Es ist da etwas, das sich dem Imaginären entzieht.

In einem stärker von Foucaults Diskurskonzept inspirierten Ansatz (der kein Extradiskursives kennt) verarbeitet Julia Kristeva Lacansche Konzepte und wendet sich dem Apriori gesellschaftlicher Normierung innerhalb der Poesie zu.

2. Kristeva – Möglichkeiten der Überschreitung

„The ‚subject‘ Lacan describes is thus one whose identity is in constant flux. Not only is the ‚oneness‘ of the mirrored-image an illusion, but even the ‚I‘ the subject employs to refer to itself only ever coincides with the particular moment of utterance“ (Sellers 1991: 47).

Die Queer-Theory ist ein anti-identitärer, anti-essentialistischer Ansatz. Als solches bezieht sie eine normativ-utopische Position in einer Gesellschaft, die auf klaren Identitäten beruht. Dabei pendelt sie stets zwischen der Gefahr, die Spezifität gesellschaftlicher Positionierung zu übersehen oder aber die kritisierten Ordnungen zu stabilisieren. Auf Grund einer gewissen Nähe zu poststrukturalistischen Positionen um den „linguistic turn“ ist die Arbeit an und mit der Sprache als Instrument und Strukturelement von Wissenschaft wesentlich. Die französische Literaturhistorikerin und Psychologin Julia Kristeva (geb. 1941) verfolgt diese Spracharbeit unter Verarbeitung Lacanscher und Freudscher Positionen. Ihre theoretischen Arbeiten zielen darauf, eine literaturtheoretische und -praktische Möglichkeit der Überschreitung fixierter und eindeutiger Positionierungen zu konzeptualisieren.

Eine ihrer wichtigsten Thesen entwirft sie in der Fortführung des Freudschen Unbehagens (Freud 2007): Die Unterdrückung ungezügelter Triebenergien der prä-ödpalen Phase ragt in die Gegenwart des post-ödpalen Subjektes hinein und begründet eine Dynamik der Unzufriedenheit (Sellers 1991: 48f., 98). Die Rolle der Sprache, die auch für Kristeva die Repräsentantin symbolischer Ordnung ist, besteht in der Erzeugung einer unabhängigen und monolithischen Subjektposition (Sellers 1991: 110, ausführlich Kristeva 1975). (In einer Modifikation der Lacanschen Unterscheidung zwischen Imaginärem und Symbolischem verwendet Kristeva die Unterscheidung „Semiotisches“ und „Symbolisches.“) Das Semiotische verweist zurück auf die primäre

Bindung, die sie Chora nennt (aus dem Griechischen: „umschlossener Raum, Gebärmutter“): „The Chora, then, is a rhythmic pulsion rather than a new language. It constitutes the heterogeneous disruptive dimension of language, that which can never be caught up in the closure of traditional linguistic theory“ (Moi 2002: 13). Der fortdauernde Einfluss der Primärbindung aus der Chora wirke als permanentes Störgeräusch (1) der Einheit des Subjekts wie auch (2) der Linearität von Wissenschaft und Logik (Sellers 1991: 51). Dabei sieht Kristeva Frauen (als Vertreterinnen marginalisierter Identitäten) in einer prädestinierten Position, da sie fühlen könnten „that they have been left out of the socio-symbolic contract, of language as the fundamental social bond“ (Kristeva 1984: 197).

Eine Antwort auf diesen Mangel sieht Kristeva weniger in einer Beschäftigung mit bestehenden Diskursen, als vielmehr in einer aktiven Suche nach einem angemessenen Ausdruck eigener Bedürfnisse (ebd.: 200). Besonders geeignet für die Äußerung des Verdrängten ist in den Augen Kristevas die moderne Poesie, die wegen ihrer relativen Freiheit von sprachlichen Regeln, ihrer offenen Rhythmik und Tonalität dazu prädestiniert scheint. In der (modernen) Poesie wird das Semiotische (Verdrängte) durch die Konstruktionsart des Gedichts reaktualisiert. Diese Auseinandersetzung mit dem eigenen Verdrängten führe die Poetin zurück an den Punkt der Trennung zwischen Selbst und Mutter (m/other), welche im Akt des Schreibens noch einmal erlebt wird, es „reactivates the link to the ‚repressed, instinctual, maternal element“ (Kristeva 1979: 136, zit. nach Sellers 1991: 99). Durch reflexiven Sprachgebrauch öffnet die Poetin einen Raum, in dem die vormalig unterdrückten Triebe zur Geltung kommen könnten (Sellers 1991: 101). Die Unterbrechung üblicher Sprachform und Syntax und, in Anlehnung an Derridas Schriften zur *différance*, die Bewusstmachung vielfältiger Bedeutungen in einem Text (Kristeva nennt das *intertextuality* (ebd.)), führen zu einer Durchbrechung des Normalen,

welches den Status des Subjekts bestimmt: „preparing the way for revolutionary change“ (ebd.: 99). Eine solche Arbeit verändert nicht nur die Schreibende, sondern auch die Position der Lesenden, die von einer Position der Macht in der Aneignung des Textes sich selbst exponiert, da die durchscheinende Chora Verdrängtes provoziert und ihre Neutralität untergräbt (ebd.: 103).

3. Kristevas Poetologie

War für Lacan Verlust der Grundton der Subjektbildung (Sellers 1991: 97), so setzt Kristeva genau an diesem Punkt an, wenn sie von einer Überschreitung der Sprache zur Umformung symbolischer Ordnungen spricht: Es geht ihr um ein Aufbrechen bestehender Strukturen zu Gunsten unterdrückter, nicht-repräsentierter Triebe durch das Medium Poesie (vgl. Moi 1986: 11). Da das Subjekt für sich genommen bereits Resultat eines symbolischen Strukturierungsprozesses ist, müsse die Poetin von diesem Punkt ausgehen und in ihrer Arbeit die Störung, Veränderung und Erschaffung anstreben, ohne dabei den Raum vielfältiger Verstrickungen zu verlassen (oder jemals verlassen zu können) – das Ziel sei ein immanentes Umformen. Kristevas Bild des Femininen (hier auch: Marginalen) als „different or other in relation to language and meaning, but nevertheless only thinkable within the symbolic, and therefore also necessarily subject to Law“ (Moi 2002: 11) verweist auf eine bestimmte Spannung, die innerhalb der Gedanken Kristevas erhalten bleibt.

Kristevas Ziel ist es, einen Diskurs zu produzieren, der die widersprüchliche Wirkung von Sprache mit sich selbst konfrontiert (als Objekt und Subjekt der Struktur) und der schließlich Sprache gegen sich selbst denkt, d.h. dekonstruiert (ebd.: 10): „new signifying procedures both shatter[...] and recreate[...] the framework within which subjectivity is formed, disrupting the equilibrium of the social-symbolic code by transgressing its boundaries and recasting them in the ongoing pleasure of new creation“ (Sellers 1991:

100). Lesende sollen sich ihrer eigenen Fragmentierung bewusst werden und eine symbolische Restauration unter Berücksichtigung eines neuen Bewusstseins anstreben. Kristeva gibt die Idee des Subjekts also nicht auf – es liegt nahe, darin eine Art Notlösung zu vermuten, sich den nötigen theoretischen Grund zu formen, von dem aus eine Transgression der Sprache und ein Aufbrechen der fixierten Subjektpositionen angegangen wird. Am Ende steht das andere Subjekt als eine prozesshafte, nicht abgeschlossene work in progress (Moi 2002: 14). Damit wirft Kristeva die Frage nach dem Ortlosen auf, dem Experiment außerhalb kontrollierter Laborbedingungen. Weil sie gleichzeitig die strukturellen und historischen Rahmenbedingungen reflektiert, ist Kristeva eine wertvolle Quelle für queere Ansätze.

4. Zusammenführung

(a) zerbrochene Spiegel

„Who is going to define my culture
 Who is going to define my style“
 (Gonzales-Torres in Muñoz 1999: 166)

Zur Hochzeit identitärer Debatten in den 1970er Jahren (Feminismus, Black-Movement, Homosexualität) argumentierte der französische Soziologe Michel Foucault, dass die Vervielfältigung von Identität nicht das Problem gesellschaftlicher Normierung löst (Dean 2003: 239). Im Gegenteil würden klare identitäre Selbstzuschreibungen von reaktionären Kräften zur Stigmatisierung genutzt (vgl. die Eskalation des AIDS-Diskurses gegen Homosexuelle, ebd.).

Diese Problematik griff der queere Künstler Felix Gonzalez-Torres (1957-1996) auf. Seine Arbeiten beschäftigen sich u.a. mit der Frage queerer Selbstverortung. In einer Gesellschaft,

die den Ausdruck von Identität zu einem wichtigen Bestandteil von Kunst macht, zielt er auf eine „disidentification“ mit möglichen Rollen- und Repräsentationserwartungen (Muñoz 1999: 165) – die Installationen tragen keine offensichtlichen Verweise auf die Identität des Autors. Gonzalez-Torres nimmt eine kritische Position zu einem multikulturalistischen Pluralismus ein, der jeder „Kultur“ einen spezifischen und limitierten Ort der Repräsentation zuweist und damit die Exotisierung marginalisierter Identitäten unter dem Deckmantel der Toleranz fortsetzt (ebd.: 166). Stattdessen entscheidet der Künstler, sich dem Performieren von Identität zu entziehen und zu einer Praxis der Konnotation überzugehen. Damit versucht er, sich der Statik zugewiesener Rollen zu entziehen und der Komplexität des Themas gerecht zu werden: „The roles that are available within dominant culture for Latino/a and other minority identities are narrow, static, and fixed. These identity constructs are more often than not exotic rituals and performances commissioned by mainstream culture. These accounts of mainstream identity are, in most instances, unable to account for the specificity of black and queer lives or any other collision of two or more minority designations“ (ebd.).

Statt um eine unkritische Erfüllung der Erwartungen des hegemonialen Blicks geht es Gonzalez-Torres um die Disidentität und Verwirrung, das Aufwerfen von Fragen bei den Betrachtenden und damit deren Einbeziehung in das Kunstwerk (ebd.). Konsequenz einer solchen Herangehensweise, die hier exemplarisch herangezogen wird, ist die Fragmentierung der Darstellung. Mit der Verweigerung identitärer Nötigung entsteht ein Raum, der aus möglichen Antworten besteht. Dieses Verfahren führt, mit Lacan gesprochen, zu einem Zerschneiden des Spiegels. An die Stelle der harmonischen, umfassenden Komposition tritt die Kakophonie, in der das Subjekt sich neu zu erkennen vermag: Identität wird zu einer Variable, so wie Klang, Rhythmus und Stimmung Aspekte eines Ge-

dichtes bilden. In dieser Produktivität erfährt und reflektiert sich das Subjekt selbst. Diese Selbsterkenntnis ahnt das Ende der Entfremdung (ohne es einzulösen). Damit ist der hier vorgestellte Begriff der „Reflektion“ produktiv – ein Teil des Erkenntnisprozesses.

(b) wissenschaftliche Poetologie

Eine zentrale Herausforderung für einen queer-antiessentialistischen Ansatz ist eine passende Methodologie. Mit Kristeva wurde eine solche Methodologie angedacht. Allerdings fußt ihre Perspektive auf der Annahme eines Davor und Danach. Es ist Lacans Verdienst, darauf hingewiesen zu haben, dass die gesellschaftliche Prägung jede innere Regung vermittelt, also ein Rückgriff auf das Ursprüngliche, die Chora, nicht möglich ist. Das Unbewusste ist strukturiert wie eine Sprache. Eine doppelte Analogie, da Sprache das Wie der Strukturierung bereits in sich trägt, indem sie ein Zeichen für etwas Anderes einsetzt. Subjekt und Objekt der Betrachtung sind demnach nicht bloß Betrachtendes und Betrachtetes zugleich, sondern das Instrument der Untersuchung spiegelt die Struktur des Untersuchten. Darin liegt beides, die Gefahr des Rekursiven, der Selbstbetrachtung im nicht-reflexiven Sinn, und die Möglichkeit der Erkenntnis durch Simulation und Annäherung.

Eine Methodologie der Sprache bedeutet, letztere an ihre eigenen Grenzen, an die Grenzen der eigenen Konstruktion zu führen. Von dort aus entlarvt sie sich, reflektiert ihr eigenes Reglement (dem sie dennoch weiterhin folgt). Eine wissenschaftliche Arbeit müsste sich von ihrem instrumentellen Verhältnis zur Sprache lösen. Ist dieses Verhältnis gelockert, dann kann die Wissenschaft sich der Vielschichtigkeit zuwenden, die sich in der Perspektivenvielfalt eröffnet. Ein solches Verfahren führt nicht zu einer reineren Erkenntnis des Unbewussten – Erkenntnis ist immer gesellschaftlich vermittelt –, sondern zu einer wissenschaftlichen Arbeit an den Grenzen der Wissenschaft.

So ein Konzept ist poetisch, da das Instrument (Sprache) selbst produktiv wird und dadurch eine mögliche Metawissenschaft konstituiert: Sprache geht nicht spurlos an den Sprechenden vorbei, sie verändert die Sprechenden im Formulierungsprozess. Damit ist die Sprache nicht bloß das Instrument der Forschenden, sondern auch eine ihrer Produktionsstätten.

In diesem Sinn könnte eine „wissenschaftliche Poetologie“ verfahren, die dabei das Bourdieusche Diktum einer reflexiven Wissenschaft mit einer sprachkritischen Wissenschaftspraxis verbindet. Die Vorstellung eines kontrollierten Laborversuchs muss damit verabschiedet werden – die/der Forschende ist selbst eine Labormaus im Versuchsaufbau.

Literaturverzeichnis

Benjamin, Walter (1983): Das Passagen-Werk. Herausgegeben von Rolf Tiedemann. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1992): Homo academicus. Frankfurt am Main: Suhrkamp

Butler, Judith (1990): Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity. London: Routledge.

Czollek, Leah Carola/Gudrun Perko (Hrsg.) (2004): Lust am Denken. Queeres jenseits kultureller Verortungen. Köln: PapyRossaVerlag.

de Lauretis, Teresa (1991): Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. In: differences: A Journal of Feminist Cultural Studies, Nr. 3/1991. S. iii-xviii.

Dean, Tim (2003): Lacan and Queer Theory. In: Rabaté, Jean-Michel (Hrsg.): The Cambridge Companion to Lacan. Cambridge: Cambridge University Press, S. 238-252.

Freud, Sigmund (2007): Das Unbehagen in der Kultur. Und andere kulturtheoretische Schriften. Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 10. Auflage.

Kristeva, Julia (1974): Revolution in Poetic Language. In: Moi, Tori (Hrsg.), The Kristeva Reader. Oxford: Blackwell Publishers, 9. Auflage, S. 90-136.

Kristeva, Julia (1984): Women's Time. In: Moi, Tori (Hrsg.), The Kristeva Reader. Oxford: Blackwell Publishers, 9. Auflage, S. 188-213.

Moi, Tori (Hrsg.) (2002): The Kristeva Reader. Oxford: Blackwell Publishers, 9. Auflage.

Lacan, Jacques (1975): Schriften 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Lacan, Jacques (1981): Speech and Language in Psychoanalysis. Baltimore: The Johns Hopkins University Press.

Muñoz, José Esteban (1999): Disidentification – Queers of Color and the Performance of Politics. Minneapolis/London: University of Minnesota Press.

Perko, Gudrun (2005): Queer-Theorien. Ethische, politische und logische Dimensionen plural-queeren Denkens. Köln: PapyRossaVerlag.

Sellers, Susan (1991): Language and Sexual Difference: Feminist Writing in France. – (Women in Society). Hong Kong: Macmillan Education.

Sontag, Susan (1966): Against Interpretation. In: Dies.: Against Interpretation and Other Essays. New York: Dell Publishing, S. 13-23.

Wright, Elizabeth (Hrsg.) (1992): Feminism and Psychoanalysis. A Critical Dictionary. Oxford: Blackwell Publishers.

Zum Autor:

Max Czollek, 23, studiert im 8. FS Politikwissenschaften (Diplom) an der Freien Universität Berlin. Zu seinen Interessensgebieten gehören: Sprachwissenschaften, Queere Theorie, Friedens- und Konfliktforschung.

Der Artikel ist eine Zusammenfassung der Forschungsergebnisse einer Arbeit, die durch das Seminar „Black Skin, White Masks“ unter Leitung von Frau Dr. Grada Kilomba angeregt wurde, welches im Sommersemester 2009 an der FU Berlin am Institut für Politikwissenschaften (OSI) stattfand. Der Versuch einer Umsetzung der beschriebenen Erkenntnisse entfällt in diesem Artikel, kann auf Nachfrage interessierten Lesenden aber gerne zugesandt werden.